

Der Frieden
Rekonstruktion einer europäischen Vision

Herausgegeben von
Klaus Garber und Jutta Held

Band 1

Erfahrung und Deutung von Krieg und Frieden
Religion – Geschlechter – Natur und Kultur

Band 2

Frieden und Krieg in der Frühen Neuzeit
Die europäische Staatenordnung und
die außereuropäische Welt

Erfahrung und Deutung
von Krieg und Frieden

Religion – Geschlechter –
Natur und Kultur

Herausgegeben von Klaus Garber,
Jutta Held, Friedhelm Jürgensmeier,
Friedhelm Krüger und Ute Széll

Wilhelm Fink Verlag

Umschlagabbildung:
Nicolas Poussin: *Rinaldo und Armida*, 1629
Dulwich College Picture Gallery, London

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Frieden und Krieg in der Frühen Neuzeit: Erfahrung und Deutung
von Krieg und Frieden: Religion – Geschlechter – Natur und Kultur /
Klaus Garber ... (Hrsg.) – München: Fink, 2001
(Der Frieden; Bd. 1)
ISBN 3-7705-3539-1

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 3-7705-3539-1
© 2001 Wilhelm Fink Verlag, München
Satz: Albert Schwarz, Paderborn
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH, Paderborn

Inhaltsverzeichnis

Klaus Garber/Jutta Held Vorwort	11
Klaus Garber Der Frieden – Umriss eines Kongresses. Rede zur Eröffnung	17
I. Krieg und Frieden im Horizont der Religionen	
1. Biblische und theologische Grundlagen	
Manfred Oeming Friedensbegriff und Friedensauftrag im Alten Testament. Biblische Impulse zur Vision vom Frieden	27
Andreas Lindemann Der Friede Gottes und der Friede der Welt. Zum Friedensverständnis im Neuen Testament	45
Wilhelm Geerlings Augustin und der antike Friedensgedanke	63
Hans Waldenfels SJ Religionskriege im Blickwinkel der Weltreligionen	83
Siegfried Wiedenhofer Der Friede in den Religionen	97
2. Der dritte Weg der Humanisten	
Klaus Garber Der Frieden im Diskurs der europäischen Humanisten	113
Friedhelm Krüger Politischer Realismus und Friedensvision im Werk des Erasmus von Rotterdam	145

Es ist nichts unnatürlicher als der Frieden. Lebensform Krieg und Friedenskunst im 17. Jahrhundert

Die Friedensdichtungen, die zeitnah auf das historische Ereignis von 1648 reagieren, bleiben merkwürdig von Bedenken getragen. Diese Bedenken sind nicht juristischer oder politischer Art. Die literarischen Texte nehmen auf die Unsicherheiten und Probleme der vertraglichen Regelung keinen sonderlichen Bezug. Sie begrüßen die Regelung als Friedenswerk. Aber zum Ereignis überhaupt verhalten sie sich so, als sei noch gar nicht wirklich eingetreten, was sie doch gerade feiern, und als seien sie selbst vor allem deshalb wichtig, damit der Frieden auch vorstellbar werde, von dem sie Nachricht geben. Das Kriegsende ist die höchst glückliche Erfüllung eines langgehegten Wunsches, und trotzdem scheint hier ein historisches Geschehen seiner Wahrnehmbarkeit vorauseilen. Dazu ist es also gekommen, ohne daß sich recht vorstellen ließe, wie. Johann Rist merkt im Vorbericht zu „Das Friedewünschende Teutschland“ an, Veranlassung seines Textes sei gewesen,

daß eben um die Zeit/ nemlich zu Anfange dieses 1647. Jahres das süsse Geschrei und die höchsterwünschete Zeitung fast durch die gantze Christenheit erschollen/ es würde der in Westfahlen/ von den Allerhöhesten Christlichen Potentaten schon viele Jahre hero berathsclagter Friede innerhalb weinig Tagen öffentlich verkündigt [...].

Dennoch besteht Rist mit seiner Friedensdichtung über die Ankündigung des Friedensereignisses hinaus auf dem utopischen Charakter der Nachricht. Es kann eigentlich gar nicht sein, ist nur eine Hoffnung:

dieweil Jch an volliger Wiederbringung des Edlen Friedens jederzeit sehr gezweiffelt: Als habe Jch deßwegen zuem Beschluß dieses Spieles mit guhitem Grunde gesetzt/ daß dem eusserstgeplagten Teutschlande noch nicht so balde der vollkommener gewünschter lieber Friede/ sondern nur die Hoffnung desselben würde gegeben werden [...].¹

So sehr scheint das 17. Jahrhundert ein Zeitalter der Kriege zu sein, mehr denn

¹ Johann Rist: Das Friedewünschende Teutschland/ In einem Schauspiele öffentlich vorgestellt und beschrieben [...]. In: ders.: Sämtliche Werke. Bd. 2: Dramatische Dichtungen (Das friedewünschende Teutschland. Das friedejauchtzende Teutschland). Hrsg. von Eberhard Mannack. Berlin, New York 1972 (= Ausgaben deutscher Literatur des 15. bis 18. Jahrhunderts, 35), S. 3–203, hier S. 16.

jedes andere, daß das Ausbleiben kriegerischen Geschehens im Epochenkontext nichts an der negativen Wahrnehmung ändert. Es widerlegt sie nicht, sondern findet sich seinerseits als atypisches Moment durch sie in Zweifel gezogen. Die Vorstellung von Krieg als einem immerwährenden Zustand bildet den Horizont der Argumentationen.

1. Universalie Krieg

Die durchgehaltene Skepsis hat zunächst natürlich mit den vielen Kriegen jenes Jahrhunderts selbst zu tun, wiewohl diese auch wieder zu tun haben mit der Unerwartbarkeit eines anderen. Hieraus beziehen sie ihre Legitimation als Normalität. Bezeichnenderweise zieht der konfessionelle Konflikt erst jetzt, und nicht schon im 16. Jahrhundert, einen dreißigjährigen Krieg nach sich. Der Streit der Konfessionen funktioniert denn auch eher als ein Identifikationschema. Es hält die Irritation fern, daß über die dreißig Jahre hin aus dem Mittel ein Zweck, ein Krieg an sich wird. Noch schlimmer: Wenn bereits im 17. Jahrhundert die Vorstellung vom „Krieg/ 30. geschlagener Jahr aneinander“² historiographisch genutzt wird, weil sich damit eben die Zeit einteilen läßt, dann liegt darin eine spezifische Ausmachung. Es ist nicht als Extension, sondern als Limitation der Vorstellung zu verstehen; es meint also *nur* einen dreißigjährigen Krieg. Unter prinzipiellen Aspekten gibt es gar keine andere Zeit. Für die Texte des Barock heißt das in ganz konkreten Zusammenhängen, daß sie durch die Aufrufung einer Zerstörungsvokabel sofort auf die nächste verwiesen sind, zur negativen Reihung und Klimax tendieren: „straffen/ plündern/ berauben/ zerreißen“, „plündern/ berauben/ verbrennen/ zerreißen“, „biß auff den Tod zermarteren/ schlagen/ plagen und berauben“, „schlagen/ plagen/ martern/ dehnen/ quählen und zerreißen“, „beraubet/ dazu verhöhnet und geschmähet/ zerschlagen und verwundet/ ja so gahr biß auff den Tod verletzt“.³ Ein Wort gibt das andere. Hierdurch stellen sich nun zwar die rhetorischen Wirkungen der enumeratio und distributio ein. Aber gezeigt werden soll, wie das Negative einer Regulierung entgleitet, der absichtsvollen und gezielten rhetorischen Einrichtung zum stärksten Kontrast. Es hat erst dann ein Ende, wenn nichts mehr zu zerstören ist, „wir [...] nuhmer gantz/ ja mehr den gantz verheret“ sind und der umlaufende Blick („wo wir hin nur schawn“) überall dasselbe findet: „fewer/ pest/ vndt todt der hertz vndt geist durchfehret.“⁴

² Wencel Scherffers [von Scherffenstein] Geist= und Weltlicher Gedichte Erster Theil [...]. Zuschrift Denen Durchlauchten Hochgebornen Fürsten und Herren [...] Gebrüdern Hertzen in Schlesien/ zur Liegnitz und Brieg. Brieg 1652. Unpaginiert.

³ Rist: Das Friedewünschende Teutschland (Anm. 1), S. 102, 111, 157, 159 und 181.

⁴ Andreas Gryphius: Threnen des Vatterlandes/ Anno 1636. In: ders.: Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke. Bd. 1: Sonette. Hrsg. von Marian Szyrocki. Tübingen 1963 (= Neudrucke deutscher Literaturwerke, N.F., 9), S. 48 (Das erste Buch, Nr. 27).

Das Gegenteil, der Frieden, ist Postulat, ein Ruf nach Antinomie, in den Realisierungen, die es historisch gibt, dem Krieg oft genug schon wieder ähnlich werdend, ein Krieg mit anderen Mitteln. Friedensschlüsse, die nicht das zwingende Ergebnis restloser Verausgabung sind, bleiben Waffenstillstände, mit denen sich kriegerische Energie verlagern läßt, wie der spanisch-niederländische Waffenstillstand von zwölf Jahren, 1609 bis 1621. Von Verträgen ist unsicher, ob sie nicht der diplomatischen Vorbereitung von Kriegen mehr denn ihrer Verhinderung dienen, so die Geheimverträge Ludwigs XIV. 1670 mit England, Schweden und den deutschen Fürsten für seinen Krieg gegen Holland.⁵

Erscheint der Krieg als Normalität, erscheint die Normalität auch als Krieg. Er ist eine Disposition für Erfahrungen im 17. Jahrhundert. Es ist darum einerseits nicht ausgeschlossen, ja sogar wahrscheinlich, daß in der historischen Vermittlung sehr vieles als kriegerischer Zustand erscheint, was nach heutigen Begriffen kaum noch als solcher gelten dürfte, was jedoch nach dem Zwang des Musters wahrgenommen oder selektiv wahrgenommen und generalisiert wurde.⁶ Daraus folgt andererseits aber nicht, daß es nur halb so schlimm gewesen sein mag. Die Unmenschlichkeit hatte wirklich keine Grenzen mehr. Wo davon in den Chroniken der Zeit berichtet wird, läßt sich dies nicht mehr als warnendes Exempel gebrauchen, wie es noch der Zweck fürchterlicher Mordgeschichten in den zahllosen ‚loci communes‘-Sammlungen des 16. Jahrhunderts für den Predigtgebrauch war. Es ist jetzt einfach die Verbreitung von Schrecken an sich, deutungsunfähig und bezugslos. Am 7. April 1637 „wurde die Stadt Wurtzen von den Schweden in die Asche gelegt“:

Die Manns=Personen haben sie an heimlichen Orten beschädiget/ die *puenda* abgekneipet/ mit härenen Stricken gerieben/ Schwefel auff den blossen Leib getropfelt/ höltzerne Pflöcklein zwischen die Nägel an Händen und Füßen geschlagen/ die Fuß=Sohlen creutzweise aufgeschnitten/ Saltz und Gersten=Körner hinein gestreuet/ welche geqvollen/ und überaus grosse Schmetzten verursachet/ und auff solche unbeschreibliche Weise gemartert/ daß der Scharff=Richter selbst bekennet/

⁵ Vgl. Johannes Burkhardt: Die Friedlosigkeit der Frühen Neuzeit. Grundlegung einer Theorie der Bellizität Europas. In: Zeitschrift für Historische Forschung 24 (1997), S. 509–574, hier S. 510 f.: Statistisch ergibt sich für Kriegsereignisse „vom 15. zum 17. Jahrhundert eine Steigerung um das Fünffache“, „so daß im Umkreis des 17. Jahrhunderts kaum noch kriegsfreie Jahre übrigblieben“. Die Kriege Ludwigs XIV. sind „praktisch ein ‚Zweiter Dreißigjähriger Krieg‘ (1667–1697)“. Ein kennzeichnender Ausdruck für die Normalität von Krieg ist, daß den Landsknechten, als Berufskriegern, der Frieden „eine Beschäftigungslücke, in ihrer anschaulichen Sprache ‚ein Loch‘ im Kriege“ war. Zur „frühneuzeitlichen Kriegsverdichtung“ vgl. auch ders.: Der Dreißigjährige Krieg. Frankfurt a. M. 1992, S. 10–20.

⁶ Insofern ist methodisch zwischen Gewaltphänomenen und dem „Diskursereignis“ Gewalt zu unterscheiden (Daniel Fulda: Gewalt gegen Gott und die Natur. Ästhetik und Metaphorizität von Anthropophagieberichten aus dem Dreißigjährigen Krieg. In: Ein Schauplatz herber Angst. Wahrnehmung und Darstellung von Gewalt im 17. Jahrhundert. Hrsg. von Markus Neumann und Dirk Niefanger. Göttingen 1997, S. 240–269, hier S. 244). Vgl. auch die weiteren Beiträge dieses Bandes. Die textuelle Inszenierung von Gewalt ist darum aber unter bewußtseinsgeschichtlichem Aspekt nicht minder aussagefähig.

er könnte/ auch auff Befehl der Obrigkeit/ keine grausamere Art der Pein gegen die Ubelthäter ersinnen.

Der so genannte *Schwedische Truncke* ist sehr gemein gewesen/ welcher in unreinem Seiffen= und Pfützen=Wasser und Mist=Jauche bestund. So dann warffen sie den leidenden Menschen auff den Rücken/ sperreten ihm den Mund mit einem Spänner oder Koch=Löffel gewaltsam auff/ und fülleten ihm so viel von dem Teuffel=Truncke hinein/ als nur hiernein zu bringen war. Alsdenn sprungen sie ihm auff den Leib/ und trieben die eingegossene Jauche mit Gewalt wieder heraus/ davon ihrer viel die Gesundheit verlohren/ die meisten aber gestorben sind. Die Weibes Personen haben sie aus allen Winckeln hervor gezogen/ geschlagen/ verwundet/ hin und her geschleppet/ theils genothzüchtigt und geschändet/ theils auch auffgehencket/ Feuer unter sie gemacht/ und sie geschmäucht. Fünff solcher barbarischen Schand=Buben haben ein Mädgen auff öffentlichen Marckte erwischet/ und vor jedermans Augen zu Tode geschändet/ dazu der sechste die Trompete geblasen.⁷

Im Jahr 1631 „wurde Magdeburg von Tilly erobert und zerstört“:

Den 10. 11. und 12. May ist ein so jämmerliches Schreyen und Heulen von den überbliebenen Kindern gehört worden/ welche stets Vater und Mutter geruffen [...]. Etliche haben neben ihren erschlagenen/ und auff den Gassen im Blut liegenden Eltern gesessen/ und ihnen immer zugeschrien: Ach Vater! Ach Mutter! Etliche säugende Kinder haben bey ihren ermordeten Müttern gelegen/ an ihren toden Brüsten Blut und Milch in sich gesogen/ und dabey so jämmerlich geschrien/ daß auch die greulichste Tyranney hätte müssen bewegt werden. Einem feindlichen Soldaten begegneten 2. Knäblein in Hembdern auff der Gassen/ davon er eines sofort niedergestossen. Das andere/ als es solches sahe/ ruffte dem Mörder zu/ und bat ihn: Ach/ macht mir doch mein Hembdlein nicht so blutig! Allein das grimmige Tyger=Thier erwischte das unschuldige Lämmgen bey den Füßen/ riß es im Grimm mitten von einander/ und warff die blutige Stücke auff die Gasse hin.⁸

Es folgt daraus gar nichts mehr. Der chronikalische Bericht hat noch diesen einzigen Sinn zu zeigen, wie es in der Welt zugeht. Dies reicht bereits so weit, daß dann, wenn Nicht-Kriegerisches als Konstante vermittelt wird, der Eindruck des Sicheren alsbald in den Eindruck des Statischen übergeht. Frieden ist nur ein Synonym dafür, daß nichts passiert. Das ist nicht zu beschreiben und kommt folglich in den Chroniken als eigener Gegenstand nicht vor.

Einen literarischen Hinweis auf die Evidenz von Krieg, auf die Denkbesetzung, geben die zahllosen Verwandlungen des Liebesmotivs in ein Kriegsmotiv. Kaspar Stielers „Die Geharnschte Venus“ ist „mitten unter denen Rüstungen im offenen Feld=Läger“ entstanden („sintemahl/ alles/ was du siehest/ gleichsahm auff der Flucht gemacht worden“), zum Erweis, „wie die Heer=Trompete nicht so gar alle Musen verjagen könne“,⁹ im polnisch-schwedischen

⁷ Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen: Täglicher Schau=Platz der Zeit/ Auff welchem sich Ein iedweder Tag durch das gantze Jahr mit seinen merckwürdigsten Begebenheiten/ so sich vom Anfange der Welt/ biß auff diese ietzige Zeiten/ an demselben zuge tragen/ vorstellig machet. [...]. Leipzig 1695, S. 378–380, hier S. 379.

⁸ Ebd., S. 543–547, hier S. 547.

⁹ Kaspar Stieler: Die Geharnschte Venus oder Liebes-Lieder im Kriege gedichtet. Hrsg. von

Krieg von 1656. Aber die Schreibbedingung dringt in die Texte ein. Sie kommen vom Kriegswortschatz nicht los. Im Eingangsglied „Ein jeder/ was ihm gefällt“ folgt nach der ausdrücklichen Ankündigung, es ginge hier nicht um ein „Buch von schwarzen Kriegs=zeilen“, eine Strophe, für die kaum zu unterscheiden ist, ob sie noch den Verheerungen des Krieges gilt oder statt dessen dem Unglück, das Venus unter denen anrichtet, die auf sie geschworen haben:

Ich sehe vor mir Blut und Staub/
und tausend Mann gewaffnet liegen/
ich sehe/ wie auff Sieg und Raub
so viel vergölte Fahnen fliegen:
doch brenn' ich. Wer nicht brennen kan/
fang' ein berühmter Wesen an.¹⁰

Für manche Liedstellen wird es zur eigentlichen Pointe, daß sie wirklich die Liebe meinen, so fernliegend ist der Bezug, so naheliegend andererseits die Bedeutung von Krieg:

Verzweiflung/ Sorge/ Furcht und Schrekken/
Schmerz/ Leiden/ Angst und Quaal/
ein Regiment von Gekken/
Verspottung ohne Zahl/
das ist der Liebe Leib=gedinge.
wer das nicht kennt/ der weiß auch nicht/ was Amor ist.¹¹

Das hat tiefere Gründe und betrifft nicht lediglich Formen scharfsinniger Bezugnahme auf einen äußerlich katastrophalen Zusammenhang. Wenn Lipsius im Traktat „Von der Beständigkeit“ Europa „entweder Krieg/ oder erwartung deß Krieges“¹² sein läßt, kann er dies bis in den einzelnen Menschen hinein zurückverfolgen (im Menschen geht „es nicht anders daher/ als wann jmmer zwey theil gegen einander zu Felde legen/ vnd alle stunde mit einander scharmützelten“¹³), ja bis in die Elemente der Natur hinein („auch diese gegeneinander zu Felde ligen“¹⁴). Also gibt es kein Korrektiv der Erkenntnis. Es scheint die negative Erfahrung mit genau den Entwicklungen, die als Fortschritt das 17. vom 16. Jahrhundert unterscheiden, durch nichts mehr relativierbar zu sein. Die neue Naturwissenschaft versteht sich maßgeblich als eine kriegerische Auseinandersetzung mit der Natur, im Kampf der Elemente eigene Schlachten schlagend. Francis Bacon plädiert in „The Advancement of Learning“ für die

Herbert Zeman. München 1968 (Nachdruck der Ausgabe Hamburg 1660) (= Gesammelte Schriften. Historisch-kritische Ausgabe, 2), Vorrede, Bl. Aiiiij.

¹⁰ Ebd., Erstes Zehen. „I. Ein jeder/ was ihm gefällt“. S. 1–3, hier S. 2 (2. Strophe).

¹¹ Ebd., Zugabe 8, unpaginiert.

¹² Justus Lipsius: Von der Beständigkeit [De Constantia]. Faksimiledruck der deutschen Übersetzung des Andreas Virritius nach der zweiten Auflage von 1601 mit den wichtigsten Lesarten der ersten Auflage von 1599. Hrsg. von Leonard Forster. Stuttgart 1965 (= Sammlung Metzler, 45), Bl. 130.

¹³ Ebd., Bl. 12.

¹⁴ Ebd., Bl. 46.

Induktion und für entsprechend ‚zerstückelnde‘ wissenschaftliche Aphorismen „als gleichsam die *Beile* oder *Schwerdter der Ausdrücke*, welche die Knoten der Dinge und Geschäfte mit einer gewissen Schärfe zerschneiden und durchdringen“. ¹⁵ Harsdörffer sind die Wörter ihrerseits schon „zerstuckte stuk“, ¹⁶ und Schottels Wörterkrieg, das „Horrendum Bellum Grammaticale“, stellt die Struktur der Sprache – mithin die Form jeder Reflexion – unter die Bedingung von Krieg. Diese Sprachsatire ist in ihren Textvorläufern ein Mittel gewesen, die Unregelmäßigkeiten der lateinischen Grammatik poetisch-didaktisch zu behandeln. Aber bei Schottel wird daraus eine rigoros verfahrenende Projektion der deutschen Sprache auf den Kriegszustand. Dabei sind irritierenderweise Destrukturierung und Strukturierung untrennbar aufeinander bezogen. Das eine bedingt jeweils das andere. Der Krieg wird veranlaßt durch ein Ordnungsstreben (der Streit entzündet sich an Einteilungen, Ordnungsversuchen). Produktive Vorgänge in der Wort- und Kompositabildung – die übrigens in Schottels Sprachlehre den Reichtum des Deutschen belegen – gründen auf Trennungen, Schädigungen, haben einen aggressiven Angang gleichermaßen zur Ursache und zur Wirkung:

Du aber/ *Rechtfaust*/ solst deine Faust gebrauchen/ wird dir dieselbe abgehauen/ kehr dich nur um/ so bleibst du doch das *Faustrecht*/ und kanst es dennoch mit den Fäusten machen/ wie du wilt. ¹⁷

Nicht nur die Struktur der Sprache und die Form der Reflexion, auch Differenzierungsvorgänge, die eigentlichen Reflexionsleistungen, werden als kriegerisch imaginiert. Maßgebliche Texte der Zeit bleiben mit fast schon wieder systematisch zu nennender Absicht „Stück=Wercke“, in sich selbst „hin und wieder zerstreuet“, als wäre ein Krieg über sie hingegangen. So werden Pascals

¹⁵ Lord Franz Bacon [...] über die Würde und den Fortgang der Wissenschaften. Verdeutschet und mit dem Leben des Verfassers und einigen historischen Anmerkungen hrsg. von Johann Hermann Pflingsten. Darmstadt 1966 (Nachdruck der Ausgabe Pest 1783), S. 228 f. Vgl. für den entwickelten Zusammenhang einer ‚zerbrochenen Erkenntnis‘ (Bacons „contemplation broken off“) insgesamt vom Verf.: Epigrammatisches Barock. Berlin, New York 1996 (= Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, 243), S. 3–48.

¹⁶ Franz Julius von dem Knesebeck: Dreiständige Sinnbilder Zu Fruchtbringendem Nutze [...]. Braunschweig 1643. [Widmungsgedicht:] Nachahmung Der dreiständigen Sinnbilder deß Geheimen. Nachgespielt von dem Spielenden [d. i. Harsdörffer]. Unpaginiert.

¹⁷ Justus Georg Schottel: Der schreckliche Sprachkrieg. Horrendum Bellum Grammaticale Teutonum antiquissimorum. Hrsg. von Friedrich Kittler und Stefan Rieger. Leipzig 1991 (Nachdruck der Ausgabe Braunschweig 1673), S. 135. Daß der destruktive Vorgang wie hier im Sprachaufbau gleichzeitig organisierende Qualität haben kann, bestätigt in großer historischer Skizzierung die Sicht auf die Kriege der Zeit als „Staatsbildungskriege“ (Burkhardt: Die Friedlosigkeit der Frühen Neuzeit [Anm. 5], S. 514). Die Einschätzung Burkhardts ist in der Perspektive auf Erübrigung und Überwindung von Krieg angelegt, auf den Abbau der „Entwicklungsdefizite frühmoderner Staatlichkeit“ (ebd.). Gleichzeitig jedoch mutet sie der Geschichtsschreibung des 17. Jahrhunderts den Krieg als Konstituente des historischen Prozesses zu. Auch nützt der ‚höhere Sinn‘ den Menschen in ihrem Elend nichts.

„Pensées“ von ihrem Herausgeber charakterisiert. ¹⁸ Graciáns „Oráculo manual“ macht in dreihundert Maximen, ‚Stückwerken‘ dieser Art, das vernünftige Verhalten ausdrücklich davon abhängig, daß es sich unter kriegerischen Bedingungen konzipiert:

Bey dem *Generals* der *Armée* und andern hertzhafften Soldaten und *Officers*, wird eine so nothwendige als hoch/ sich erstreckende Vollkommenheit des Geistes gefunden/ als wohl in ihren Thaten und Verrichtungen selbst angetroffen werden mag/ weil ihre *actiones* schnell und geschwind vorbey gehen/ in Erwegung derer/ so oft sich ereignenden wunderbahren Fällen/ die nicht haben können vorher gesehen/ noch darüber berathschlaget/ sondern bloß/ nach der Gelegenheit der Umstände/ Zeit und Orth/ müssen gefasset und vollführt werden. Hierinnen besteht der Triumph der Gegenwärtigkeit ihres Geistes/ und folglich die Versicherung/ den Sieg vollends davon zutragen. ¹⁹

Ob es nun der Staats- und Weltweise ist oder der Atomist, der die Dinge bis hinab zu den „Sonnenstäublein“ analysiert, in denen sich noch selbst das Licht „zerbrochen und zerstücket“ zeigt ²⁰: Wer genau hinsieht, muß den Krieg von Allem gegen Alles bemerken. Darin liegt eine erkenntnistheoretische Radikalisierung der berühmten Formel aus dem „Leviathan“ von Hobbes, die nur darauf berechnet ist, daß sich das große weltgeschichtliche Geschehen des Krieges in den Einzelhandlungen der Personen widerspiegelt. Sofern sie kriegerische sind, bekundet sich in ihnen das Wirken der Natur überhaupt. Es ist nichts unnatürlicher als der Frieden. Als im pfälzischen Krieg 1689 Ludwig XIV. auf dem Rückzug Mannheim, Speyer, Worms, Bingen, Heidelberg bis auf die Grundmauern abbrennt, die Städte derart verwüstet, daß durch Europa die Nachricht geht, die Menschen dort lebten wieder wie in Höhlen, hat die Natur es ihm gerade so vorgemacht beim großen Brand von London („The Great Fire“) 1666. Ebenso gilt, daß – nach einer Untersuchung des Juristen Johann Heinrich Boecler von 1644 – dem Kundigen bei den Kriegsmanifesten hinter hehren Begründungen, Notwendigkeitsbehauptungen und Schuldverlagerungen doch immer sehr einfache Motive erkennbar werden, Zerstörungslust („amor ruinae aliorum“) oder Ehrgeiz („ambitio“) und vieles mehr. ²¹ Das ist höchst problematisch, aber nicht widernatürlich, nicht einmal ohne weiteres unvernünftig zu nennen. Denn schließlich zeugt nach den Kriterien der dissimulatio

¹⁸ Herrn Blasii von Pascals Gedancken Über die Religion/ Und über einige Andere Dinge/ Welche man nach seinem Todte unter seinen Schrifften gefunden. Nebst dem Leben deß Authoris. Auß dem Frantzösischen übersetzt. Augsburg 1710. Vorrede, unpaginiert.

¹⁹ L'Homme De Cour Oder Balthasar Graciáns Vollkommener Staats= und Welt=Weise [...]. Übersetzt von Johann Leonhard Sauter. Leipzig 1686, S. 186.

²⁰ Kenelm Digby: Eröffnung Unterschiedlicher Heimlichkeiten Der Natur [...]. Übersetzt von M. A. Hupka. Frankfurt a. M. 1660, S. 24.

²¹ Johann Heinrich Boecler: De clarigatione et manifestis. 1644. Zitiert nach Konrad Reppen: Kriegslegitimationen in Alteuropa. Entwurf einer historischen Typologie. In: ders.: Von der Reformation zur Gegenwart. Beiträge zu Grundfragen der neuzeitlichen Geschichte. Hrsg. von Klaus Gotto und Hans Günter Hockerts. Paderborn u. a. 1988, S. 67–83, hier S. 81.

die Verbergungsleistung als solche auch von einem Gebrauch der Vernunft. Vernunft und Natur fallen in negativer Zusammenführung als Kriterien für einen Friedensdiskurs aus. Geht der Bezug auf die Natur, betrifft die nächste Auskunft das Scharmützel der Elemente; wird für die Vernunft plädiert, muß eingesehen werden: hier „hat Status Ratio die Herrschaft occupirt“.²² In Christian Weisens Lustpiel kann sich der beschuldigte Machiavell zudem darauf berufen, daß es schon vor seinem „Principe“ so gewesen ist („Aus welchen Buche studirten die Sicilianer ihre Vesper? [...] aus welchen Buche studirte Cain [...]?“)²³ und daß der gemeine Mann, der keine Bücher liest, ebensogut seiner schlimmen Natur gemäß auf schlimme Weise vernünftig ist, als „Bäurischer Machiavellus“. Und schließlich gehört zur Darstellung kriegerischer Ereignisse im Äußersten und Letzten eine Klimax, mit der das Schreckliche die Differenz zwischen dem Weltlichen und Geistlichen zu überborden droht. In Weckherlins Trauerode auf den Tod Gustav Adolfs in der Schlacht bei Lützen scheinen auf einmal „der Himmel selbs vnd Erdreich einen kampf“ zu führen, „als ob der Höllen sitz wär nu mehr in dem Himmel“.²⁴ Ohnedies ist der Himmel dabei, vor lauter Zeichen für die irdischen Begebenheiten zum Spiegel des Unheils zu werden. Das beginnt schon mit dem Kometen von 1618, dem prodigium.

2. Der künstliche Frieden

Wenn der Krieg die natürlichste Sache der Welt ist, dann muß eben der Frieden zur künstlichsten Sache werden. Er wird vor allem in der Prosaekloge literarisch inszeniert. Dabei kann Opitz mit der „Schäfferey Von der Nimfen Hercinie“ nicht nur deshalb auf die „erfindung“ Anspruch machen, weil in deutscher Sprache „sich vormals keiner dergleichen zue erdencken/ bemühet

²² Dietrich Reinkingk: *Bibliche Policy/ Das ist: Gewisse/ auß Heiliger Göttlicher Schriftt zusammen gebrachte [...] Axiomata, oder Schluß=Reden [...]*. Frankfurt a. M. 1653, zitiert nach Michael Stolleis: *Arcana imperii und Ratio status. Bemerkungen zur politischen Theorie des frühen 17. Jahrhunderts*. Göttingen 1980 (= Veröffentlichung der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften Hamburg, 39), S. 25. Die humanistischen Momente der Ratio-Status-Debatte, so die Betonung der ‚prudentia‘ bei Scipio Ammirato, sind unter den deutschen Bedingungen kaum wirksam geworden. In der deutschen Rezeption ist Staatsräson die ‚Teufelsräson‘ des Machiavellismus. Vgl. dazu Michael Behnen: „Arcana – Haec Sunt Ratio Status“. *Ragion di Stato und Staatsräson. Probleme und Perspektiven* (1589–1651). In: *Zeitschrift für Historische Forschung* 14 (1987), Heft 2, S. 129–195.

²³ Christian Weisens/ Bäurischer Machiavellus, in einem Lust-Spiele vorgestellt. In: ders.: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von John D. Lindberg. Bd. 11: *Lustspiele 2*. Berlin, New York 1976 (= Ausgaben deutscher Literatur des 15. bis 18. Jahrhunderts), S. 1–159, hier S. 22 (Erste Handlung).

²⁴ Georg Rudolf Weckherlin: *Des Grossen Gustav-Adolfen/ &c. Ebenb[il]d/ Zu Glorwürdigster vnd vnvergänglichlicher Gedechtnus Seines so schnellen als hellen Lebens-Laufs*. In: *Georg-Rodolf Weckherlins Gaistliche vnd Weltliche Gedichte*. Amsterdam 1648, S. 602–631, hier S. 628 (Strophen 91 und 93).

hatt“.²⁵ Es ist über die Gattungseinführung hinaus auch der Neuanfang mit und in einem zweiten Vorstellungsraum als Gegenwelt „bey jtzo schwebenden jämmerlichen kriegen“.²⁶ Bei Opitz wird in der bukolischen Szenerie noch ständig für Aufdeckungen gesorgt: „Jetzt sehen wir den krieg für schaffe/ blut für wein.“²⁷ In solcher Aufdeckung liegt nachgerade eine Wahrheitsbedingung für die Schäferidylle, indem so erkennbar bleibt, daß sie sich sehr wohl als Gegensatz zur historischen Situation reflektiert und daß nur durch einen Ortswechsel noch nicht zu anderen Voraussetzungen zu kommen ist. Das heißt lediglich, „hin zue ziehn wo auch ist mordt vndt brandt/ Wo auch das feldt mitt blute wirdt begoßen“.²⁸ Allerdings kann durch die poetische Leistung des Textes (bzw. der in ihm versammelten Texte, Gedichte und Lieder) eine Überwertigkeit entstehen, die dann im lyrischen Resümee anders argumentieren läßt, als es mitten im Spiel, bei „erwegung ietziger betrübter läufften“,²⁹ möglich ist. Zunächst heißt es:

[...] der Musen seiten spiel/
Es sey so guet es kan/ schafft eben also viel
Bey einer heereskrafft/ als etwan eine taube
Für einem adler gilt der außflucht nach dem raube.³⁰

Doch am Ende wird mit Bezug auf das inzwischen Erreichte deutlich, daß die Poesie sich gegen den Krieg nur nach dessen Kriterien verloren geben muß. Hingegen ist nach den ihren, nach dem „Exegi monumentum aere perennius“ des Horaz, ganz anders über Sieg und Tod zu entscheiden:

Keine heereskrafft kan streiten
Wieder die gewalt der zeiten;
Das metall vndt eisen bricht;
Kron vndt Zepter legt sich nieder;
Aber ewre schöne lieder
Wißen von dem tode nicht.³¹

Gleichwohl bleibt auch noch für eine solche Wendung das Kriegsvokabular bestimmend. Erst bei den Nürnbergern erfährt es eine gewissermaßen bukolische Auflösung. Hier beginnt zum Beispiel „mit Blut besprützet“ und „wundgeritzet“ im neuen Zusammenhang etwas ganz anderes zu bedeuten:

²⁵ Martin Opitz: *Schäfferey Von der Nimfen Hercinie*. In: ders.: *Gesammelte Werke. Kritische Ausgabe*. Bd. 4.2: *Die Werke von Ende 1626 bis 1630*. Hrsg. von George Schulz-Behrend. Stuttgart 1990 (= Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, 313), S. 508–578, hier S. 515 (Widmungsvorrede).

²⁶ Ebd., S. 516.

²⁷ Ebd., S. 564.

²⁸ Ebd., S. 519.

²⁹ Ebd., S. 564.

³⁰ Ebd., S. 565.

³¹ Ebd., S. 577.

Früling.

- Kl.* Die Sonne steigt auf/ die Fürstin der Planeten/
St. Erzeugt auf eine Zeit den Lentzen und Poeten/
Kl. Hör Flora Frühlingskind/ was schenken wir der Braut/
 Der Blumen dieses Orts/ die heute wird getraut?
St. Es bläst der sanffte West/ der Schlüssel dieser Felder.
Kl. Der helle Gegenhall/ erschallet durch die Wälder/
 Vermählet sich der Lufft/ *St.* Nemt an von lieber Hand
 Die Tulpe/ die gemahlt Natur und Kunstverstand/
 Der Gärten Sinnbild/ *Kl.* Sie ist mit Blut besprützt/
St. Gedüppelt/ *Kl.* Himmelblau. *St.* Gesprenkelt/ *Kl.* wundgeritzet/
St. Ihr Kleid ist gelblichroht/ *Kl.* geflammet/ *St.* schammarirt/
Kl. Voraus hat sie sich heut auf dieses Fest geziert.³²

Die Ohren ertäubeten gleichsam von dem lieblichen Gesäusel des Flusses (welcher daselbst seine krausse Wellen an etliche Reussen=pflöcke säntflich schlug/ und mit einem erfreulichen Gedrösche zu rükke pralen machete) [...]. Kurtz/ alle Elemente waren gleichsam einhällig auf seine Ergötzung bedacht.³³

„Ertäuben“, aber „von dem lieblichen Gesäusel“, „schlagen“, aber „säntflich“, „zu rükke pralen“, aber „mit einem erfreulichen Gedrösche“. Die Kriegswörter werden für den Aufbau der schäferlichen Welt zur Funktion gebracht und im Sinn dieser Welt idyllisch beschwichtigt. Ideales Ziel der Darstellung ist das Unvorstellbarwerden von Krieg, und zwar so weit, daß zu vergessen ist, was diejenigen Wörter bedeuten, die nicht anzuverwandeln sind: „Keine Trommel hört man nicht/ es erstummen die Trompeten/ man weiß nicht was heist Musqueten.“³⁴

Der poetische Vorstellungraum gewinnt dadurch an Konsistenz, daß die der „Hercinie“ folgende Literatur eine Tradition entstehen läßt, mit der das Spätere an dem Früheren – „Was neulich Opitzgeist beginnt auß dem Grund“³⁵ – die eigene Möglichkeit sicherstellt, davon wie von einem Faktum den eigenen Anspruch ableiten kann. Gleichzeitig darf aber die hohe Künstlichkeit des Vorstellens, das betont Manieristische nicht aufgegeben werden. Nur so ist dem „Kriegbedrängten= und mit Angstgezwängten Vaterland“³⁶

³² Georg Philipp Harsdörffer, Sigmund von Birken und Johann Klaj: Pegnesisches Schäfergedicht 1644–1645. Hrsg. von Klaus Garber. Tübingen 1966 (Nachdruck der Ausgabe Nürnberg 1644–1645) (= Deutsche Neudrucke, Reihe: Barock, 8), S. 39, in den Anmerkungen zitiert mit den Kurztiteln „Pegnesisches Schäfergedicht“ (Pegnesisches Schaefergedicht/ in den Berinorgischen Gefilden/ angestimmt von Strefon und Clajus. Nürnberg 1644) und „Fortsetzung“ (Fortsetzung Der Pegnitz=Schäferey [...] abgefasset und besungen durch Floridan/ den Pegnitz=Schäfer, mit Beystimmung seiner andern Weidgenossen. Nürnberg 1645).

³³ Harsdörffer, Birken, Klaj: Fortsetzung (Anm. 32), S. 6 f.

³⁴ Georg Philipp Harsdörffer: Poetischer Trichter. Darmstadt 1969 (Nachdruck der Ausgabe Nürnberg 1648–53). Dritter Theil. II. Kunstzierliche Beschreibungen fast aller Sachen/ welche in ungebundner Schrift=stellung fürzukommen pflügen. 127. Fried, S. 207 f., hier S. 207.

³⁵ Harsdörffer, Birken, Klaj: Pegnesisches Schäfergedicht (Anm. 32), S. 15.

³⁶ Ebd., S. 8.

aufzuhelfen. Der Wechsel in den Frieden läßt sich nicht zwingend machen, wohl aber künstlich bewerkstelligen, zum Beispiel im Vorstellungsumschlag des Letternwechsels:

PISTOLLEN.

Durch Litter Wechsel:

POSTILLEN:

Vor allen Gottlosen Blut durstigen Waffen
 Solln folgende Zeiten nun werden geschaffen/
 Gottliebende Bücher/ Pistollen und Schwerd/
 Die werden verworffen; Postillen begehrt.³⁷

Artificialität ist deutlich die Perspektive, wenn das Kriegen in einen Sängerstreit verwandelt erscheint. Dieser „harte Hirten=Hader“, wie er in der „Fortsetzung Der Pegnitz=Schäferey“ heißt,³⁸ findet durch klangmalerische Euphonie mit dem Augenblick bereits seinen Ausgleich, in dem er so benannt ist und zum Austrag kommt. Überdies ergibt das ja einen „friedlichen Kampf“,³⁹ der nur dem Wetteifern um das Poetische und damit dessen Steigerung dient. Alles Dissonante wird dann noch einmal nachdrücklich von der Nymphe Echo verbannt. Sie nimmt es in einem Duett, das Klajus und Strefon miteinander singen, durch ein Verbot von der Fortsetzung des Reimspiels aus:

Du hast vernommen ja/ was unser Zanken ist?
 E[cho]. Zanken st!⁴⁰

Zu Beginn des „Pegnesischen Schäfergedichtes“ wird mit der Ankunft von Klajus am lieblichen Ort auf den Kontrast zum historischen Geschehen verwiesen. Klajus kommt aus dem Norden, der sich vormals auch „mit Warheit ein Wohnplatz der Freuden/ ein Lusthauß der Feldnymfen/ eine Herberge der Waldgötter/ eine Ruhstelle der Hirten/ eine gelehrte Entweichung der Poeten/ und ein Spatzierplatz der liebhabenden Gemüter/ nennen“ ließ, aber jetzt nicht mehr. Es hat „das wütende Getümmel der Waffen unlängst alle Kunst und Gunst verjaget: Schäfer und Schäferinnen sind um ihre liebe Wollenherde ge-

³⁷ [Anonymus:] Der Fried-seligen Irenen Lustgarten/ mit unterschiedlichen poetischen Bildern und Jahr-Reimen geschmücket/ und der hochlöblichen Pagnitzschen Schäferey zu Ehren von 3. Jetzischen Hirten besungen [...] o. O. 1672, S. 260 f., zitiert nach: Die Pegnitz-Schäfer. Nürnberger Barockdichtung. Hrsg. von Eberhard Mannack. Stuttgart 1968 (= Reclams Universal-Bibliothek, 8545–48), S. 177.

³⁸ Harsdörffer, Birken, Klaj: Fortsetzung (Anm. 32), S. 29.

³⁹ Ebd., S. 17. Der bukolische Wettgesang ist die ideale Aufhebung von Rivalität. Daraus wird im bereits zitierten Sonett „Früling“, das die Pegnitzschäfer Strefon und Klajus gemeinsam singen, ein Gedicht. So geht wirklich „nahtlos die Rede des einen Schäfers in diejenige des andern über“ (Silvia Serena Tschopp: Friedensentwurf. Zum Verhältnis von poetischer Struktur und historischem Gehalt im ‚Pegnesischen Schäfergedicht‘ von G. Ph. Harsdörffer und J. Klaj. In: Compar[ajison 2 [1993], S. 217–237, hier S. 229 f.). Es werden demnach nicht nur die Wörter, es wird auch die ganze Situation von Krieg und Streit im Kontext des Dichterschen ‚befriedet‘.

⁴⁰ Ebd., S. 29.

bracht/ alle Dörfer/ Mayerhöf/ Forwerge und Schäfereyen sind verödet/
Auen und Wiesen verwildert“.⁴¹ Demnach erhält auch hier die Idylle einen negativen Ausgangspunkt. Aber noch ausdrücklicher wird der amönon Natur in den „Berinorgischen Gefilden“ selbst ein voraussetzungsloser Beginn verschafft.

Diese Felder/ sprach Strefon/ füllen nicht nur die Augen/ sondern tragen zu unsern
Tischen Spargen/ Endivien/ Melonen/ Artischocken/ Käsköhl/ Peterlein und viel
andere Gartengewächse. [...] Wie/ sagte Klajus/ hab ich doch gelesen/ daß in e-
urem Nordgaw ein solcher unfruchtbarer Boden sey/ da nicht so viel wachse/ daß die
Heuschrecken darvon leben könnten. Gemach/ gemacht/ sagte Strefon/ unsere Ge-
gend gibt an köstlichen Früchten/ Pomerantzen/ Zitronen/ Granaten/ Feigen/
Welschlande wenig bevor. Die Zeit/ welche alles zu verändern pfeilet/ hat unseren
vor diesem unfruchtbaren Sandboden nach und nach glücklich ausgebaut.⁴²

Der Boden ist kultivierbar. Kunst befördert Natur. Wo Wüstenei ist, muß es demnach nicht dabei bleiben. Hierdurch wird das rezipierte ‚welschländische‘ Vorstellungsmuster einer konstitutionslogischen Argumentation zugeführt. Das läßt die poetische Darstellung und ihren Gegenstand gemeinsam unter dem Aspekt der Konstruktion sehen. Sie sind durch Negatives veranlaßt, das sie aber zugleich verändern, wie „Felder“ einen „vor diesem unfruchtbaren Sandboden“.

⁴¹ Harsdörffer, Birken, Klaj; Pegnesisches Schäfergedicht (Anm. 32), S. 5. Klaus Garber hat wiederholt auf die in der Schäferekloge (schon seit Vergil) mitwirkende „Dissoziierung“ des Idyllischen durch Zeitbezüge hingewiesen: Vergil und das ‚Pegnesische Schäfergedicht‘. Zum historischen Gehalt pastoraler Dichtung. In: Deutsche Barockliteratur und europäische Kultur. Zweites Jahrestreffen des Internationalen Arbeitskreises für deutsche Barockliteratur in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. 28. bis 31. August 1976. Vorträge und Kurzreferate hrsg. von Martin Bircher und Eberhard Mannack. Hamburg 1977 (= Dokumente des Internationalen Arbeitskreises für deutsche Barockliteratur, 3), S. 168–203, hier S. 170); ders.: Arkadien und Gesellschaft. Skizze zur Sozialgeschichte der Schäferdichtung als utopischer Literaturform Europas. In: Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie. Hrsg. von Wilhelm Voßkamp. 3 Bde. Stuttgart 1982. Bd. 2, S. 37–81, hier S. 39. Das ist entscheidend für die kritische Leistung der Schäferekloge und macht sie vom Eskapismus-Vorwurf frei. Es setzt aber nun auch die Schäferekloge des Barock der vollen Belastung durch die historische Situation aus. Der utopische Gegenentwurf hat sich an dieser Situation zu bewähren.

⁴² Ebd., S. 21. Sofern die Gegend – wie gerade schon zu zitieren war – vor der Wende nicht nur „verödet“, sondern auch „verwildert“ ist, läßt sich die Veränderungsleistung auch unter dem Aspekt der Domestizierung auffassen, so insbesondere bei Tschopp: Friedensentwurf (Anm. 39), S. 221, mit dem Blick weiter auf die „Domestizierung der Triebe“ als Kultivierung des Menschen (ebd., S. 222 f. und 229). Unter diesem Aspekt bleibt Kultivierung allerdings an eine letztlich doch noch „intakte Natur“ gebunden: „[...] in einer verödeten Landschaft kann auch Kunst nicht gedeihen“ (ebd., S. 221). Je stärker vom Text hingegen die Erzeugung betont wird, desto bedingungs- und im konkreten Fall kriegsunabhängiger erscheint das produktive Tun. Zur Domestizierung ‚wilder‘ Natur vgl. auch Michael Schilling: Gesellschaft und Geselligkeit im ‚Pegnesischen Schäfergedicht‘ und seiner ‚Fortsetzung‘. In: Geselligkeit und Gesellschaft im Barockzeitalter. Unter Mitwirkung von Knut Kiesant, Winfried Schulze und Christoph Strosetzki hrsg. von Wolfgang Adam. Wiesbaden 1997 (= Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, 28), S. 473–482, hier S. 475 und 480 f.

Die Lektüreerfahrung mit diesem Text ist das erste Beispiel und der Ansatz eines solchen wunderbaren Funktionierens. Der Text wird in der Vorrede ausdrücklich und in Einzelheiten zu nichts anderem denn zu einer allegorischen Vergegenwärtigung der Schreibsituation erklärt: „daß [...] diese Schäfer durch die Schafe ihre Bücher/ durch derselben Wolle ihre Gedichte/ durch die Hunde ihre von wichtigen Studieren müßige Stunden bemerkt haben: Welches sie dem Leser Eingangs anzumelden nicht umgehen sollen.“⁴³ Es lassen sich aber im Textverlauf zunehmend weniger der „Schäferhund“ („sein Schäferhund [...] schmeichelte ihm mit Liebkosen“⁴⁴) oder die „Heerde“ („In dem sprang er auf/ [...] Samlete nachmaln seine Heerde/ und trieb sie pfeiffend fort“⁴⁵) einfach nach dahin übersetzen. Ebenso ist es der unwesentlichere Aspekt des Bezugs, in den Schäfern die Autoren auszumachen. Da sie sich doch einmal als Figuren ihres Textes zeigen, ist nach dem Zweck solcher Versetzung in die Illusion zu fragen. Sie machen hiermit ihr Sinnkonzept zur Basis, verlegen den Maßstab nach dorthin, lassen erkennen, wie friedliche Verhältnisse, wenn die Bedingungen nicht danach sind, durch Kunst motiviert werden müssen. Und sie integrieren sich dann dem eigenen Entwurf.

Dem Darstellungszusammenhang, der Umgebung schöner Vorstellungen ist auf einmal auch die historische Erfahrung ganz anders einzufügen. Wo der Kontrast aufgerufen ist, widerspricht die idyllische Situation nicht mehr der Wahrheit von 1644, sondern mit bedeutender Verschiebung und einem völligen Voraussetzungswechsel die Situation von 1644 nun der Wahrheit der Idylle. Klajus und Strefon finden „die Melancholische Schäferin Pamela/ die ihr sicherlich einbildete/ sie were das arme und in letzten Zügen liegende Teutschland“. Ihrer Wehklage wird zugehört, danach aber trotzdem auf den Kriterien der arkadischen Welt bestanden. Die melancholische Schäferin hat die Bedingungsveränderung nicht wahrgenommen, die durch den Text gegeben ist: „Strefon und Klajus stunden bestürzt ob dem/ daß die Klugheit in einen so verrückten Gehirn Stat gefunden“.⁴⁶ Strefon beginnt einen Gegengesang, der mit ebensolcher Schwermut einsetzt („Ein betrübter Schäfersmann/ Weidend seine Wollenheerde [...]“), auch im weiteren das Bedrohliche als „schwere Wetter“, „Wettersflammen“, „Threnenbach“ nicht ausläßt, ohne dem aber die Macht einzuräumen, die das Schäferspiel aufhobe. Wie Pamela sich dazu nicht verstehen kann und hartnäckig als Allegorie des leidenden Vaterlandes fortzugelten beansprucht („Euer Trost/ sagte die Schäferin/ fruchtet nichts bey mir/ dann ich bin das bejochte Teutschland“), lassen die Hirten sie einfach stehen und kümmern sich um ihre Dinge: „Strefon und Klajus nahmen Vrlaub von der Pamela/ und als sie vermerkten/ daß es der Heerde nicht zuträglichen/ sie länger in der Sonnen auf dem Anger stehen zu lassen/ trieben sie fort.“⁴⁷

⁴³ Ebd., S. 4.

⁴⁴ Ebd., S. 9.

⁴⁵ Ebd., S. 11.

⁴⁶ Ebd., S. 14 f.

⁴⁷ Ebd., S. 16 f. So läßt das „Pegnesische Schäfergedicht“ für den Handlungszusammenhang

Der barocke Manierismus, zumal der des Nürnberger Barock, ist solcherart aus Kontexten verständlich zu machen, in denen er sehr viel mehr bedeutet als ein bloßes Spiel. Das Spiel setzt vom Zwang der aporetisch gewordenen Situation – der Lebensform Krieg – frei, macht eine neue Situation denkbar, erfindet und begründet sie. Dabei wird in der Prosaekloge die Hierarchie von Poesie und Prosa eigentümlich für die Verstärkung des Entwurfs genutzt. Gerade indem der Kunstcharakter der Lyrik offensichtlich ist, als die poetische Leistung ausgestellt wird und die Schäfer sich allein darin als Dichtende zeigen, entsteht gleichzeitig für die ungebundene Darstellung im Kontext der Eindrücke, sie sei in viel geringerem Maße ästhetisches Produkt, eine poetisch unbelassene Umgebung. Sie erscheint als Anlaß des Dichtens und nicht auch schon als dessen Resultat. Die Prosaekloge macht aus der Differenz von Poesie und Prosa die Differenz von Natur und Kunst. So kann es ihr gelingen, sich für ihre eigene Fiktion in dieser selbst eine tragfähige Grundlage zu schaffen. Der prosaische ‚hinter‘ dem poetischen Entwurf wird dabei noch gefestigt durch detailgenaue Beschreibungen des Lokals,⁴⁸ während gleichzeitig die Topoi der Bukolik aufgerufen sind. Das läßt sowohl die Dichtung in ihrer Beziehung auf das Gegebene sehen als auch in Umkehrung eines mimetischen Verhältnisses das Gegebene in seiner Beziehung auf die Utopie. Was das zweite angeht, so wird die Ortsbeschreibung allegorisch eingesetzt für die Schöpfung aus dem Nichts, oder genauer: aus dem, was auch wohl die Zerstörung durch Krieg als letzten Rest übrig läßt. Da die Dichterhirten gleich nach der Entfernung von Pamela an einer „Dratmühle“ vorbeikommen, wird erinnert, wie Vulcan seine Eisenketten dem Mars im Bett der Venus überwarf (in der „Odyssee“, VIII. Gesang, Vers 295 ff.). Das ist aber unwiederholbar: „Mars lieget nun zu Feld/ und würget mit dem Degen.“⁴⁹ Als Klajus und Strefon jedoch unmit-

in der „Melancholische[n] Schäferin“ eine ästhetische Position ausfallen. Auf der anderen Seite verschafft ihr eigener Gesang „Es schlürffen die Pfeiffen/ es würblen die Trumlen“ (ebd., S. 14 f.) als Lied und Gedicht dem Poetischen gerade über die Fixierung neuerlicher Gewicht. Eben auch noch an diesem Kriegsthema bewährt sich „die artistische Raffinesse“ (Klaus Garber: Sprachspiel und Friedensfeier. Die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts auf ihrem Zenit im festlichen Nürnberg. In: Der Westfälische Friede. Diplomatie, politische Zäsur, kulturelles Umfeld, Rezeptionsgeschichte. Hrsg. von Heinz Duchhardt. München 1998, S. 679–713, hier S. 694).

⁴⁸ Vgl. dazu Klaus Garber: Der locus amoenus und der locus terribilis. Bild und Funktion der Natur in der deutschen Schäfer- und Landlebendichtung des 17. Jahrhunderts. Köln, Wien 1974 (= Literatur und Leben, 16), S. 117–120. Ernst Rohmer (Friedenssehnsucht und Landschaftsbeschreibung. Der Realismus des ‚locus amoenus‘ in der Dichtung der Pegnitz-Schäfer um 1650. In: Morgen-Glantz 9 [1999], S. 53–79) betont, daß die Nürnberger Umgebung, die den poetischen Entwurf situiert, gleichzeitig auswählend wahrgenommen wird. Durch diese Gleichzeitigkeit von Referenz und Thematisierung (nur) des Schönen wird es möglich, Poesie und Landschaft ineinander zu führen, um jene auszugewisse an dieser zu bewahrheiten.

⁴⁹ Harsdörffer, Birken, Klaj: Pegnesisches Schäfergedicht (Anm. 32), S. 17 f. Unter anderem Aspekt ist die „Dratmühle“ freilich auch Bestandteil der ‚kunstsinnigen‘ Erhöhung, nämlich als technische Einrichtung. Vgl. Jörg Jochen Berns: Gott und Götter. Harsdörffers Mythen-

telbar darauf an einer „Papyrmühle“ vorbeikommen, wird erläutert, wie wenig es irgendwelcher noch günstigen Verhältnisse bedarf, materialiter fast nichts, damit die idealen Entwürfe ihre erste Substanz als Text gewinnen können. Den Mars zu überlisten setzt Verhältnisse voraus, in denen der Krieg eben noch nicht das Leben zur Gänze bestimmt. „Die Lufftflüchtigen Reden aller Weisen“ können sich auf nichts denn „alte Lumpen“ niederschlagen. Das Schlechteste reicht zu. „Diesem Nichts sol man das Wissen einpfroffen“,⁵⁰ damit es von hier aus zu seinen Wirkungen kommen kann.

3. Lösungen im Sinne des Problems

Trotzdem bleibt die Fortsetzung von Krieg naheliegender, evidenter als der Eintritt von Frieden. Ein Bedingungswechsel ist der Sache und entsprechend den Kriterien poetischer Wahrscheinlichkeit nach kaum möglich. Wenn deshalb ohne eine manieristische Wendung des Friedensdiskurses der Krieg als Weltregel immer nur zu bestätigen ist, so scheint doch mit der Wendung auch noch nichts Wesentliches gewonnen. Je mehr in den Schäferidyllen Krieg zum Thema wird, desto mehr droht auch der Entwurf nach vorn verlorenzugehen und nur noch die Erinnerung an das goldene Zeitalter zu bleiben, das aber verloren ist. In diesem Fall sind es eher vom Krieg aufgehobene als den Krieg aufhebende Idyllen. Nichts als dekultivierte und gleich auch denaturierte Landschaft kann da entstehen:

So recht/ so muß es seyn/ so ist des Glückes Lauf/
Wann ihm Verhängniß winkt. Ach! hengt die Flöten auf/
Ihr Hirten/ brecht kein Rohr. Was ist/ das euch erfreuet/
Nun eure Felder gar mit Knochen überschneiet/
An Scheddeln trüchtig sind? Lasst Vfer Vfer seyn/
Die Aeren lohnen nicht/ werft nicht mehr Saamen ein/
Wer Weizen ausgeseet muß Aas und Beine lesen/
Lasst Rinden unbekert/ verfasst kein Reimen=Lied/
Ohn nur/ das Luft und Wind vertraut das Jammerwesen.
Doch/ wo die Schlange pfeiff/ ist man deß Singens müd.⁵¹

kritik und der Pan-Theismus der Pegnitzschäfer unter dem Einfluß Francis Bacons. In: Georg Philipp Harsdörffer. Ein deutscher Dichter und europäischer Gelehrter. Hrsg. von Italo Michele Battafarano. Bern u. a. 1991 (= Iris, 1), S. 23–81, hier S. 74 f.: Das „Pegnesische Schäfergedicht“ ist „industriedurchsetzt“. Dem poetischen Entwurf wird die technische Innovation parallelisiert, so daß für die notwendigen Veränderungen auch auf den „naturwissenschaftlich und technologisch schöpferischen Menschen“ zu vertrauen ist. Koinzidenz der Perspektiven: Die „Bleygriffel“ (Harsdörffer, Birken, Klaj: Fortsetzung [Anm. 32], S. 76), die die Schäfer-Poeten stets mitführen, sind „hypermoderne[s] Schreibgerät“, wie Berns an gleicher Stelle verdeutlicht.

⁵⁰ Ebd., S. 19.

⁵¹ Harsdörffer, Birken, Klaj: Fortsetzung (Anm. 32), S. 38 f.

Dem künstlichen Friedensentwurf eignet aber gerade nach den Maßgaben des poetischen Manierismus genug an scharf- und spitzfindiger Reflexion, um sich der Dominanz des Kriegswesens nicht ratlos zu überlassen. Naiv ist der Wunsch nach der Idylle nur im Gestus, zur Konstitution der Unschuldsvorstellung. Dahinter verbirgt sich eine höchst argute Reflexion zum Zweck des Friedens. Diese Reflexion muß nun zwar die Dominanz des Kriegswesens einräumen. Sie kann dies aber mit der Hinlenkung auf *acumina*, die nach dem Prinzip epigrammatischer Gedankenführung die negative Reihe von „schlagen/ plagen/ martern/ dehnen/ quählen und zerreißen“ pointierend schließen, so daß das „ende [...] allezeit anders als wir verhoffet hetten gefallen soll“.⁵² Die künstliche Vorstellung, ihr *Acuminöses*, erweist sich nämlich darin, daß sie die Bedingungen umzukehren versteht, indem sie sich gleichzeitig nach ihnen richtet. Es wird ein Frieden erdacht, dessen Idee dem Krieg nahe genug bleibt, um nicht für eine gänzliche Überforderung der historischen und bewußtseinsgeschichtlichen Möglichkeiten gelten zu müssen. Die Idee bleibt dem Zustand derart nahe sogar, daß der Frieden – wie paradox dies zunächst sein mag – als eine Fortsetzung von Krieg nicht mit anderen, sondern mit dessen eigenen Mitteln denkbar wird. Wie die Alternative ganz und gar bedingungsgenau zu erschließen ist, deutet schon das „Trost-Getichte in Widerwertigkeit des Krieges“ von Opitz an:

[...] Die Widerwertigkeit

Sol wie ein Fechtplan seyn/ vnd wie ein steter Streit
In welchem Gott vns zeigt/ wie vnd mit was für Wegen
Vns müglich sey die Macht der Sünden zu erlegen [...].⁵³

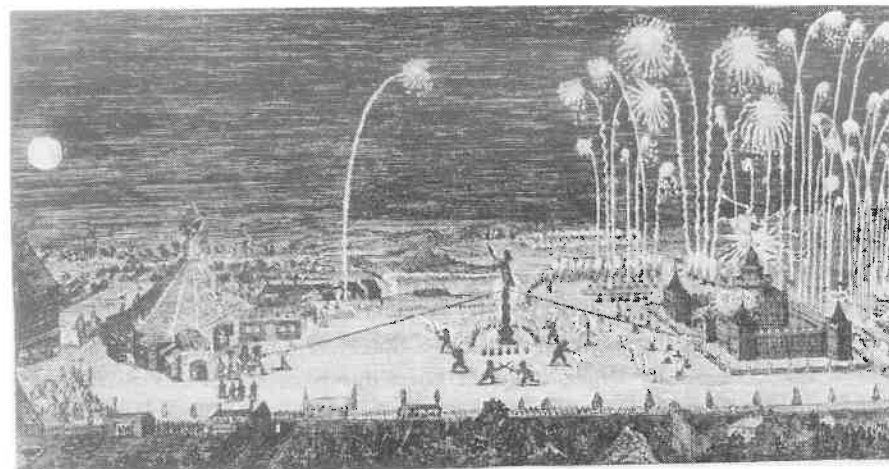
Das ist ein Frieden und Seelenfrieden, der seiner Denkmöglichkeit nach auf Krieg basiert und durch Krieg zustande kommt. Das Negative wird mit einer vielseitig einsetzbaren Reflexionsfigur der Gegenführung gewissermaßen auf es selbst zurückgelenkt. Ähnlich ergeben ‚Tod‘ und ‚Grab‘, geschickt konstellierte, „seines Todes Grab“, „Unmut“ und ‚Tod‘ „meines Vnmuhts Tod“, und es kann der Verzweiflung das Leid zugefügt werden, dessen Ausdruck sie sonst ist: „Dieses nun gab meinem Kummer sobald einen tödlichen Stoß.“⁵⁴ Das Zwingende der Vorstellung resultiert aus nochmaliger Betonung des Kriteriums. Klajs Formel dafür lautet in bezug auf das Gesamtproblem: „Kriegeskrieg/ Friedenssieg“.⁵⁵ Über das Polypoton „Kriegeskrieg“ wird doppelte Negation erreicht, und das ist der „Friedenssieg“.

⁵² Martin Opitz: Buch von der Deutschen Poeterey. In: ders.: Gesammelte Werke (Anm. 25), Bd. 2.1: Die Werke von 1621 bis 1626. Stuttgart 1978 (= Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, 300), S. 331–416, hier S. 366.

⁵³ Martin Opitz: *Trost-Getichte in Widerwertigkeit des Krieges*. In: ders.: Gesammelte Werke (Anm. 25), Bd. 1: Die Werke von 1614 bis 1621. Stuttgart 1968 (= Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, 295), S. 187–266, hier S. 204 (Das Erste Buch, Vers 423–426).

⁵⁴ Harsdörffer, Birken, Klaj: Fortsetzung (Anm. 32), S. 8, 13 und 26.

⁵⁵ Johann Klaj: *Irene/ das ist/ Vollständige Außbildung Deß zu Nürnberg geschlossenen Friedens 1650 [...]*. In: ders.: *Friedensdichtungen und kleinere poetische Schriften*. Hrsg.



Feuerwerk beim Friedensfest zum Abschluß des Nürnberger Exekutionstages am 4. Juli 1650, ausgerichtet vom kaiserlichen Hauptgesandten Octavio Piccolomini. Faltkupfertafel, unsigniert und undatiert. In: Johann Klaj: *Geburtstag Deß Friedens/ Oder rein Reimteutsche Vorbildung/ Wie der großmächtigste Kriegs= und Siegs=Fürst Mars auß dem längstbedrängten und höchstbezwängten Teutschland/ seinen Abzug genommen [...]*. In: ders.: *Friedensdichtungen und kleinere poetische Schriften*. Hrsg. von Conrad Wiedemann. Tübingen 1968, S. 99–182, bei S. 160.

Die großen Feuerwerke aus Anlaß des Friedens von 1648, vor allem das Feuerwerk zum Abschluß des Exekutionstages in Nürnberg (Abb.), sind die festliche Umsetzung des Denkausweges. Alle Lösungen sind abwegig, mit Ausnahme der einen Lösung des Problems durch sich selbst. Wenn „die Zwitracht“ „entzwey“ geht, ist „der Kriegsgott“ „bekrieget“:

Racqveten/ Racqveten einander nachjagen/
Blitzschläge mit Schlägen erzürnet sich schlagen.⁵⁶

Birken wendet in „Teutschlands Krieges=Beschluß und FriedensKuß“ die Attribute der allegorischen Figur des Krieges gegen diese Figur selbst:

Nicht nur kond der Pulverschlag ihren Feuerkoecher sprengen/
Ihr selbst must der Funckentag den verfluchten Leib zersengen.
Ihren Blaßbalg fraß die Glut.⁵⁷

von Conrad Wiedemann. Tübingen 1968 (= Deutsche Neudrucke, Reihe: Barock, 10), S. 3–97, hier S. 12–15.

⁵⁶ Johann Klaj: *Geburtstag Deß Friedens/ Oder rein Reimteutsche Vorbildung/ Wie der großmächtigste Kriegs= und Siegs=Fürst Mars auß dem längstbedrängten und höchstbezwängten Teutschland/ seinen Abzug genommen [...]*. In: ders.: *Friedensdichtungen* (Anm. 55), S. 99–182, hier S. 162 f.

⁵⁷ Sigmund von Birken: *Teutschlands Krieges=Beschluß und FriedensKuß beklungen und besungen*. In den *Pegnitzgefiliden* von dem Schäfer Floridan. Nürnberg 1650. Erklärung des Titulbildes. Unpaginiert.

Das „Theatrum Europaeum“ läßt in der Beschreibung des Nürnberger Feuerwerkes auf Augenblicke den Eindruck entstehen, es begönne alles wieder von vorn und es habe der Krieg, dessen Ende gefeiert werden soll, jetzt erst seinen rechten Angang. In den Explosionen des Feuerwerks erkennt man zunächst noch den

Gott deß Kriegs/ mit einer so wütenden Postur/ daß es das Ansehen hatte/ er wäre jetzt im Heraußlauffen/ vnd aufs neue abgeschickt von seiner Mutter/ der Discordien/ den Frieden zu hindertreiben/ massen er solches mit dem blutdürstigen Schwert in der rechten/ vnd dem Schild in der lincken Hand bereits zu drohen schie-
ne. Sie musten aber hernach alle beyde zusampt dem Schloß im Brand auffliegen.⁵⁸

Der neuerliche Angang wird im festlichen Spiel verhindert, das dem arguten Schluß folgt, es müsse Unaufhebbares eben durch es selbst zur Aufhebung kommen. Das Feuerwerk – mit Musketenblitz und Geschoßhagel – ist noch einmal für sich eine höchst künstliche Kriegsausübung. Das destruktive Prinzip wird ästhetisch gebannt und doch gleichzeitig zur vollen Wirkung gebracht, bis der Krieg den Krieg nicht übersteht, „biß Discordia vnd Mars gänzlich zersprengt/ zerplatzt/ vnd in die Aschen gelegt worden“.⁵⁹

Im Ausgekünstelten solchen Kriegeskriegs liegt für barockes Denken keine Widerlegung, eher ein Argument. Er ist eine Durchsetzungsstrategie für einen, wenn er denn besser ist, ohnehin höchst künstlichen Friedenszustand. Um dieses Künstlichen willen wirken denn auch die Textmomente in den Prosaeklogen, die das friedvoll Schöne als Konstruiertes für den Dichtungs- und Schreibakt transparent werden lassen, nicht eigentlich als desillusionierende Störung. Vielmehr sind sie die Offenlegung der Voraussetzung. Daß die Schäferdichter „sich immer zu mit Papier und Wasserbley in ihren Hirtentaschen versehen/ damit ja ihnen bey Gelegenheit an Matery zum Schreiben nicht ermangeln möchte“, daß sie sogar seit je durch „ihre trefflichste Kunstgedanken [...] seeliger gewesen/ als wann sie etwan ein Verlangen nach der freyen Feldluft= und Lust bekommen“,⁶⁰ besagt nichts gegen die hierdurch gerade festgestellte Möglichkeit einer aus „Kunstgedanken“ eruierten zweiten Natur. Und wie die Welt das Kunstwerk Gottes ist, der Morgen „Hügel und Bäume mit Gold betrefelt“, die „Schafe auf diesen Himmelfreyen Feld=Tapeten grüne Tafel halten“, der Frühling mit Blumen, dem „Stikkwerk der Erden“ den Grund überzieht, ist

die zweite Natur nichts anderes als die erste in ihrer besten Zeit.⁶¹ Das Gesuchte, Stilisierte, Präziöse der Nürnberger Barockdichtung ist ein durchgehender Hinweis darauf, daß für die Weltverschönerung der Weg der Kunst genommen werden muß.

Wollen die Friedensvisionen nicht einfach Wahrnehmungsverweigerungen sein, muß für sie ein solcher Status von zweiter, dritter, vierter Reflexion erarbeitet werden, zu dem die Poesie vordringt, je weniger sie nach heutigen Begriffen authentisch ist. Letzteres schlosse ein, dem Zerstörungsparadigma, dem negativen Zustand von dreißig Jahren Krieg, eines Kriegsjahrhunderts überhaupt, ohne Gegenentwurf ausgesetzt zu sein. Die Kunstgedanken realisieren den Zustand auf ihre eigene Weise, indem sie das ganz andere aus einer Weiterverfolgung des Prinzips entstehen lassen. Beides zusammen, das Künstliche und die Weiterverfolgung des Prinzips, wird zum Modell für das historisch erfolgreiche Handeln. Das höchst elaborierte Zeremonialwesen des Friedenskongresses von Münster und Osnabrück, dann das Ausgeklügelte der vertraglichen Konstruktionen, mit denen sich die Staaten des 17. Jahrhunderts doch noch irgendwie in der Waage zu halten suchen – dies alles arbeitet auf das Künstlichste einer neuen Wirklichkeit vor. Zugleich hat die herbeigeführte Friedensregelung ihre entscheidende Gewähr darin, daß sie aus der weitergeltenden Tendenz zum Krieg deduziert ist. Das Gleichgewicht ist darauf berechnet, daß die austarierten Seiten nicht ablassen von ihrer Intention gegeneinander. Die wechselseitige Unterstellung kriegerischer Absichten fundiert das *aequilibrium*.⁶² Es sei „stette erfahrung“, schreibt der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1667 in seinem „Politischen Testament“, „das wenig auff Alliancien zu bauen stehet, ideoch heldt ein Schwerdt zum ofteren das andere in die scheiden“.⁶³

Wie labil oder wie stabil der konstruierte Frieden ist, hängt davon ab, wie klug er ausgerechnet wurde. Die Welt hat ihren Zusammenhalt schließlich auch nur darin, daß sie sich (oder daß Gott ihr) die Widersprüche des Wirklichen zunutze zu machen weiß. Bei Galilei und Newton erfährt der Weltzusammenhalt eine Interpretation als mechanisches System, organisiert durch das Gleichgewicht von darin gegeneinander wirkenden Kräften. Die Periodik der Planeten-

⁶¹ Ebd., S. 14 f. und 34.

⁶² Das Konzept der Balance von Macht und Mächten wird mit Beginn des 17. Jahrhunderts für die europäische Außenpolitik leitend und ist bei allen Interessenkonflikten, die den Friedensschluß von 1648 schwierig machen, ein gemeinsames und von der jeweils anderen Seite nachvollziehbares Anliegen. Vgl. dazu Wolfgang-Uwe Friedrich: Gleichgewichtsdenken und Gleichgewichtspolitik zur Zeit des Teutschen Krieges. In: Gleichgewicht in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Wolf D. Gruner. Hamburg 1989 (= Beiträge zur deutschen und europäischen Geschichte, 1), S. 18–59, sowie Arno Strohmeier: Theorie der Interaktion. Das europäische Gleichgewicht der Kräfte in der frühen Neuzeit. Wien u. a. 1994.

⁶³ Politisches Testament des Großen Kurfürsten vom 19. Mai 1667. In: Die Politischen Testamente der Hohenzollern nebst ergänzenden Aktenstücken. 2 Bde. Hrsg. von Georg Kuntzel und Martin Haas. Leipzig, Berlin 1911 (= Quellensammlung zur deutschen Geschichte), Bd. 1, S. 51–55, hier S. 53.

⁵⁸ Außführliche Erzehlung/ von dem grossen Friedens=Banquet/ vnd künstlichem Feuerwerck/ so deß Herrn Gen. Lieutenant/ vnd Hertzogs von Amalfi Fürstl. Gn. [...] den 4. Julij [1650] mit statlichen Solennien gehalten. In: Theatri Europaei Sechster vnd letzter Theil/ Das ist/ Außführliche Beschreibung der Denckwürdigsten Geschichten/ so sich hin vnd wieder durch Europam [...] allerseits begeben vnd zugetragen. Frankfurt a. M. 1652, S. 1071–1082, hier S. 1075.

⁵⁹ Ebd., S. 1077. Zur Selbstaufhebung des Krieges vgl. auch Jörg Jochen Berns: Kriegs- und Friedensbilder. Mittel ihrer ästhetischen Reflexion im 17. Jahrhundert. In: Morgen-Glantz 9 (1999), S. 181–217, hier S. 207 f.

⁶⁰ Harsdörffer, Birken, Klaj: Fortsetzung (Anm. 32), S. 70 und Vorbericht.

bewegungen, die Weltharmonik basiert bei Kepler auf Dissonanzen: „per dissonantes tensiones, veluti quasdam Syncopationes vel Cadentias“ kommt „concentus“ zustande.⁶⁴

Ihre ideale Auflösung hat die Disposition zum Krieg in einem Positionswechsel von res und verba, wenn der bis ins Vokabular reichenden Besetzung, die eigentlich ja die Macht und das Durchdringende der Kriegsvorstellung bezeugt, eben dort entgegengearbeitet wird: wenn die Kriegswörter und -wendungen in allegorischer Verwendung zu einem Darstellungsmittel werden. Für Stiers „Geharnschte Venus“ war zu zeigen, wie dort selbst die Vorstellung von Intimität unter die Voraussetzung des historisch und hiermit auch poetisch dominant gewordenen Vokabulars gerät. Mit einer Blickveränderung, die der argutia möglich ist und in der sie sich entfaltet, kann aber auch umgekehrt das Kriegsmotiv eine Referenz auf Liebe erhalten. (Das ist beim Mars-Venus-Krieg ohnehin nur eine Frage des Akzentes.) Im Frühlingslied von Klajus und Strefon gibt „mit Blut besprützet“, „wundergeritzet“ Farbe und Form der schönen Tulpe als Hochzeitsblume an. Logau nutzt die Kriegsvorstellung für ein Epithalamium. Mit der dabei erzielten komischen Wirkung sind die Kriegswörter zugleich als Signale des historischen Geschehens desavouiert:

Hochzeit=Wuntsch.

Werthes Paar/ das gantze Leben
 Sey bey euch ein steter Krieg/
 So/ daß beyden sey gegeben
 Gleiche Beut vnd gleicher Sieg.
 Kämpfft mit Liebe gegen Liebe/
 Vnd mit Trew kämpfft gegen Trew/
 Daß euch Zwiespalt nie betrübe/
 Niemals auch der Kauff berew.
 Zwar/ es wird wol oft geschehen
 Daß die Braut zu seiner Zeit/
 Bey sechs Wochen nicht wird sehen
 Wie die Wirthschafft sey bereit:
 Doch bedeut es nichts denn Beute/
 Wenn das Ziel fürbey wird seyn/
 Werden euren Schatz die Leute
 Hören auß der Wiege schreyn.⁶⁵

⁶⁴ Johannes Kepler: Gesammelte Werke. Bd. 6: Harmonice Mundi. Hrsg. von Max Caspar. München 1940. Liber V, S. 323. Vgl. zur ‚concordia discors‘ im politischen Zusammenhang John A. W. Gunn: Politics and the Public Interest in the Seventeenth Century. London 1969; im naturwissenschaftlich-technischen Zusammenhang Otto Mayr: Uhrwerk und Waage. Autorität, Freiheit und technische Systeme in der frühen Neuzeit. Aus dem Amerikanischen von Friedrich Giese. München 1987.

⁶⁵ Friedrich von Logau: Hochzeit=Wuntsch. In: ders.: Deutscher Sinn-Getichte Drey Tausend. 3 Teile in einem Band. Hildesheim, New York 1972 (Nachdruck der Ausgabe: Salomons von Golaw Deutscher Sinn=Getichte Drey Tausend. Breslau 1654), hier Teil 1, S. 10, Nr. 25.

Die Partner, derart gegeneinander getrieben, daß sie sich zur Kriegsbeute Kind zusammenstreiten: Das ist vorderhand nur ein spitzfindiges, wortspielerisches Unternehmen, gattungstypisch für das Epigramm. Es ändert nichts daran, daß „Krieg“ sonst Krieg bedeutet. Andererseits kann ein solcher Text die Erfindungskraft und das poetische Vermögen gleich in bezug auf alle vier Quellen der Fontes-Lehre erweisen:

Fons Repugnantium & Oppositorum, wann widerwärtige Dinge von einem zugleich gesagt werden [...]. *Fons alienatorum*, wann man von einer Person oder Sache etwas behaget/ das ihr entgegen zu seyn scheint [...]. *Fons Comparatorum*, wann gleiche/ oder auch ungleiche/ Dinge unter sich artig verglichen werden [...]. *Fons Allusionum*, wann man mit den Wörtern/ Wort-Gleichungen/ Letterwechseln/ Sprichwörtern u.d. schön spielt.⁶⁶

Diesem allem genügt die epigrammatische Verwandlung des Schrecklichen ins Schöne. Logaus kleiner Text und viele Texte seiner Art sind Demonstration ‚kunsstinnigen‘ Denkens, wie es im Barock ausgebildet wird und wie es den Wechsel von „Pistollen“ nach „Postillen“ und von „steter Krieg“ nach „Liebe“ betreibt. Das historische Geschehen, das solchen Wechsel immer von neuem ausschließt, wird dem Kunstsinn um genau so viel zum Anlaß, sich trotzdem daran zu erweisen. Mag solcherart Ingeniöses in der einzelnen Bezeugung wirkungslos sein und wenig bedeuten – es zeigt sich doch jeweils, daß es als tragende Erscheinung des Barock das ganze 17. Jahrhundert hindurch vorhanden ist, daß es trotz allem seine Möglichkeiten nutzt und auf seine Gelegenheit zur Verkehrung des Verkehrten wartet.

Der literarischen Erfindung, Konstruktion, Setzung entsprechen in der Philosophie der Zeit ansatzweise die bekannten staatspolitischen Überlegungen mit ihren konventionalistischen Prinzipien, die Betonung der Legislative, des Regiertwerdens durch „feste, stehende Gesetze“ bei Locke⁶⁷ und Hobbes’ Grundsatz: „Die Übereinstimmung [...] der Menschen beruht nur auf Vertrag, der künstlich ist.“⁶⁸ Methodisch werden Konsequenzen aber erst mit Beginn des nächsten Jahrhunderts gezogen. Erst dann wird der Anteil eruiert, der dem organisierenden Bewußtsein am Wirklichkeitsaufbau zukommt. Es muß dann ja auch schon darauf reagiert werden, daß „Maschinen, die mit der ausgesuchtesten Kunst gebildet sind“⁶⁹ (vom astronomischen Fernrohr bis zum Mikro-

⁶⁶ Magnus Daniel Omeis: Gründliche Anleitung zur Teutschen accuraten Reim= und Dicht= Kunst [...]. Andere Auflage. Nürnberg 1712, S. 184–187. Omeis zitiert und übersetzt hier Leitbestimmungen aus Jacob Masen: Ars Nova Argutiarum [...]. Köln 1649, S. 18, 54, 86 und 108.

⁶⁷ John Locke: Zwei Abhandlungen über die Regierung. Übersetzt von Hans Jörn Hoffmann. Hrsg. und eingeleitet von Walter Euchner. Frankfurt a. M. 1977 (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 213), S. 286.

⁶⁸ Thomas Hobbes: Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines bürgerlichen und kirchlichen Staates. Übersetzt von Walter Euchner. Hrsg. und eingeleitet von Iring Fetscher. Frankfurt a. M. u. a. 1976 (= Ullstein Buch, 3240), S. 134.

⁶⁹ George Berkeley: Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis. Nach

skop), unerachtet dieser ihrer Künstlichkeit Erfahrung substantiell verändern. Das veranlaßt Vico, auf Bacons kriegerische Naturbewältigung durch zerteilende Akte mit einer Gegenposition zu reagieren. Er betont das verlorene Synthetische, das die Elemente zusammenhält, freilich in immer geringerem Maße als ein natürliches Band. In dieser Hinsicht ist denn doch der Erkenntniswert des Analytischen schon viel zu groß und längst für das ‚Wissenschaftliche‘ begriffsbestimmend geworden. „Die menschlichen Wissenschaften zerschneiden gleichsam den Menschen in Körper und Seele, und die Seele in den Geist und den Willen“ und so alles andere auch. Das Resultat sind allerdings „verringerte, veränderte und zerstörte Dinge“ als nur vermeintlich wahre, weil „die Lage und die Struktur des lebenden Körpers selbst zerstört sind, sodaß auch das Zusammenspiel der Teile nicht mehr erforscht werden kann“. ⁷⁰ Das eigentlich Wahre ist nicht aus den Verhältnissen und Bedingungen deduzierbar, zu denen sich in prekärer Wechselwirkung Geschehen, Erkenntnis und Bewußtsein deformiert haben. Darauf führen vielmehr Annahmen, die nun aus kognitionstheoretischen Überlegungen zwingend werden. Diese Überlegungen betreffen das nicht-rezeptive Wahrnehmungsverhalten, die formativen Aspekte des Erfahrungsaufbaus, daß „der Geist die Elemente jenes Wahren zusammenliest, das er betrachtet, [...] daß er jene Wahrheiten, die er erkennt, zugleich hervorbringt“. ⁷¹

Nirgendwo mehr aber als dort, wo es um die Richtlinie des Verhaltens geht, das „verum humanum“ und das, was sein soll, wird der Gegenstand Vorstellungen gemäß erkannt, die ihn zugleich erwirken („ita verum humanum sit, quod homo, dum novit, componit item ac facit“). ⁷² Dorthin führt also kein zum Gebenen adäquates Verhalten, vielmehr nur eine Sinngebungsleistung, die sich selbst ihre Ziele vorgibt. „Das menschliche Wahre ist jenes, dessen konstitutive Elemente wir uns selbst erdenken, Elemente nämlich, die wir als erdachte in unserem Geist haben und die wir auf dem Weg der Postulatensetzung in unbegrenzter Weise zur Anwendung bringen.“ ⁷³ Dabei mag und muß sogar die Referenz auf das eitel Wirkliche und auf den Status von Krieg erhalten bleiben. Sie gibt aber nur an, wovon auszugehen ist, keinesfalls jedoch das zu Erreichende oder auch nur das zu Bestätigende. Für alles, was die Qualität des Menschlichen in dem Sinn haben soll, daß dieses Menschliche dabei auch seinen negativen Bedingungen entkommt, bedarf es basisloser, ideenbezogener

der Übersetzung von Friedrich Überweg mit Einleitung, Anmerkung und Registern neu hrsg. von Alfred Klemmt. Hamburg 1979 (Verbesserter Nachdruck der Ausgabe von 1957) (= Philosophische Bibliothek, 20), § 60, S. 58.

⁷⁰ Giovanni Battista Vico: *Liber metaphysicus* (*De antiquissima Italorum sapientia liber primus*). 1710. Risposte 1711, 1712. Aus dem Lateinischen und Italienischen ins Deutsche übertragen von Stephan Otto und Helmut Viechtbauer. Mit einer Einleitung von Stephan Otto. München 1979 (= *Die Geistesgeschichte und ihre Methoden*, 5,1), S. 39, 41 und 43.

⁷¹ Ebd., S. 43.

⁷² Ebd., S. 36.

⁷³ Ebd., S. 55.

Entwürfe, einer konstruktiven Interpretation der Geschehnisse und eines entsprechend inventiven Probierens, mit dem „die Dinge zunächst einmal aus dem Nichts ihrer selbst Existenz gewinnen“ müssen („*primulum res ex sui nihilo existere occipiunt*“). ⁷⁴ Der Anfang ist gemacht, wenn dem Nichts des Papiers „die Luftflüchtigen Reden aller Weisen“ aufgetragen sind.

Gott ist der Schöpfer der Natur, und der Mensch ist mit dem, was er selbst produktiv in der Natur ausrichtet, Gott vergleichbar, ein „Gott der Artefakte“ („*homo artificiorum Deus*“), aber nur dann, wenn er nicht zerstört, sondern dafür sorgt, „daß sich Dinge in schöner Proportion entsprechen“. ⁷⁵ In diesem Zusammenhang wird eine Friedenskunst möglich, die es sich gerade zum Argument machen kann, daß ihr die Verhältnisse so wenig entsprechen. Die Erfolge auf solchem Weg zeichnen nach Vico das *ingenium* aus. Die Kunstleistung und Erfindung gelingt also immer nur wenigen. Das heißt aber nicht, es könnten sich die anderen ausnehmen von den daraus resultierenden Prinzipien. Vom Geleisteten aus sind mit geschichtsbildender Produktivität die Grenzen der Zivilisation zur Barbarei bezeichnet. Für diese Grenzen wird in der „*Scienza nuova*“ mit einer femearartigen Warnung klargestellt: „Wer auch immer sich ihnen entziehen will, der sehe zu, daß er sich nicht der ganzen Menschheit entziehe.“ ⁷⁶ Damit ist eine Logik des Anfangs und eine Konstitutionslogik entworfen, die in den Aufklärungspostulaten zu zentraler Wirkung kommt, obwohl dort der notwendig konstruktive Ansatz als solcher kaum noch reflektiert wird. Denn dann gehört es zur Strategie der Durchsetzung, das Vernünftige auch als das nur Natürliche zu behaupten.

⁷⁴ Ebd., S. 81/82.

⁷⁵ Ebd., S. 126/127.

⁷⁶ Giovanni Battista Vico: *Prinzipien einer neuen Wissenschaft über die gemeinsame Natur der Völker*. Übersetzt von Vittorio Hösle und Christoph Jermann. 2 Bde. Hamburg 1990 (= *Philosophische Bibliothek*, 418 a, 418 b), hier Bd. 1, S. 158.